

REGULA VENSKE

Mein Langeoog

mare

1. Auflage 2021
© 2021 by mareverlag, Hamburg
Karten Peter Palm, Berlin
Typografie Iris Farnschläder, mareverlag
Schrift Stempel Garamond
Druck und Bindung CPI books GmbH, Germany
ISBN 978-3-86648-646-1



www.mare.de

In memoriam Jutta geb. Schrödter
und Walter Venske

In Liebe und Dankbarkeit

Inhalt

Vorspiel auf Palawan 9

SOMMERFRISCHE 13

Nun wollen wir uns mal befassen 13

Betretung verboten! 19

Geh weg, du böses Iih! 25

Ich bin im Wasser zu Haus 27

Die bürgerliche Ordnung macht niemals Urlaub 29

Dünensingen 34

IN MEMORIAM LALE ANDERSEN 41

Ein Schiff 41

Eine Frau 44

Ein Lied 48

Forever Lili Marleen 56

LANGEOOGER DÜNENFRIEDEN 61

Ein Friedhof 61

Führers Roseninsel 64

Die russischen Toten

sind auch unsere Toten 69

Tu deinen Mund auf für die Stummen 76

ERINNERUNGEN	83
Mädchenwünsche	83
Essen auf Langeoog	89
Der Hunger meines Vaters	97
Die Liebe meiner Mutter	104

VERRAT	113
Inseltyp	113
Wangerooge	116
Juist Töwerland	120
Meeresleuchten	126

BEGEGNUNGEN UND WEGE	131
Zum Wasserturm	131
Am Strand. Zum Hafen. In den Dünen	135
Im Ort. Zur Meierei	141
Wilde Tiere	146
Natur	153

INSPIRATIONEN	161
Lektüren	161
Ohne Ufer	166
Zwischenspiel auf Palawan	171
Regionalkrimi, Heimatroman	175
Gott und das Meer	183
Literatur	188
Dank	191

Vorspiel auf Palawan

Was will ich nur auf Palawan? Welcher Teufel hat mich geritten, mit den Kolleginnen auf eine Insel zu fahren, deren Namen ich bis vor Kurzem noch nicht einmal kannte? Es hätte doch gereicht, mich spontan über Lucinas Frage, ob ich wieder mit von der Partie wäre, zu freuen und dann abzuwinken. Später lustige Fotos von ihr und den Mitstreiterinnen auf Facebook zu liken und beim Treffen auf dem internationalen PEN-Kongress in Manila von ihren Abenteuern zu hören.

Im vorigen Jahr war das etwas anderes, als wir, vier Frauen aus aller Welt, uns ein paar Tage vor dem internationalen PEN-Kongress, der in Pune stattfinden sollte, zu gemeinsamen Ausflügen in Mumbai verabredet hatten. Streifzüge durch die Stadt, eine Bötchentour nach Elephanta Island, das Prince of Wales Museum mit dem jetzt unaussprechlichen indischen Namen und abends ein paar gepflegte Bombay Blazer mit Blick auf das Gate of India an der Bar des legendären Taj Mahal Hotels – das war ganz nach meinem Geschmack, die ich Städte liebe. Aber jetzt liege ich hier in einer Hängematte zwischen zwei Palmen, am angeblich schönsten Strand auf der angeblich schönsten Insel der Welt, und sehne mich nach kühlem Nordseewetter und meiner Insel daheim.

Wenn ich ans Meer fahre, will ich nicht mit den Mädels am Strand sitzen und an einem klebrig-süßen, blauen Ge-

tränk nippen, mit einem ebenfalls klebrigen, bunten Papier-schirmchen im Haar. Weder möchte ich nach versunkenen Wracks aus dem Zweiten Weltkrieg tauchen – nun, ich will nicht polemisch werden, diese Unternehmung steht zum Glück nicht auf unserem Programm –, noch will ich mich an einer künstlichen Liane, pardon: *Zipline*, von einer Seite der Bucht zur anderen schwingen. Leider haben wir genau das heute Nachmittag vor. »Genießen Sie 800m Adrenalin, während Sie über das unberührte blaue Wasser fliegen!« Danke bestens, ich fahre doch auch nicht zum Seilrutschen in den Harz oder nach Schleswig-Holstein. Solchen Vergnügungen kann ich nichts abgewinnen. Und ich möchte auch nicht eine Bootstour auf einem unterirdischen Fluss durch eine unterirdische Höhlenlandschaft mitmachen, und sollte sie dreimal zum Weltnaturerbe der Menschheit zählen. Meer, das bedeutet ein Gefühl von Weite und Freiheit für mich, unabdingbar gehört der Himmel dazu. Da will ich mich nicht, noch dazu in einer Touristengruppe, in einer klaustrophobischen Situation wiederfinden, sondern allein sein und eins mit dem Universum. Oder mit jemandem schweigen. Das kann ich den Kolleginnen jetzt aber nicht sagen, will ich nicht grob unhöflich sein. Und schließlich freuen wir uns ja auch, uns wiederzusehen.

Seit dem Morgen dudelt mir der Refrain eines Liedes im Kopf herum, das die Flinthörners singen, der legendäre Langeooger Shanty-Chor. »Wat wüllt wi in Amerika, wi fohrn na Bengersiel.« Natürlich singen die Jungs das erst nach der letzten Strophe, nachdem sie zuvor im *Eisernen Mann*, so der Titel des Songs, drei Fass Rum geleert haben. Anfangs lautet der Refrain noch »Wer will mit uns auf See, auf See? Wir fahren nach Amerika, das Schiff liegt schon am Kai.«

Ich werde mich beherrschen müssen, es nicht am späteren Abend noch vorzusingen, wenn wir den geplanten *Zipline*-Ausflug (hoffentlich) glücklich überstanden haben und weitere klebrige Getränke genießen.

Habe ich mich jemals in meinem Leben an einen Südseestrand geträumt?

Nein. Ich bin die Frau, die in einer Hängematte am Südseestrand von der frischen Brise an der Nordsee träumt. An vielen Stränden hat mir der Wind den Kopf leer gepustet und das Meer abgelebte Gefühle mit sich genommen und mich auf neue Gedanken gebracht. Wenn ich mich aber zurückerrinnere an die Küsten und Kais von Akureyri, Henne Strand, Sint Maartenszee, Land's End oder Gijon bis, den Globus runter, zur ehemaligen »Goldküste« in Ghana: Immer war es der Atlantische Ozean, der die seelische Verbundenheit bewirkt hat. Das Mittelmeer ist zu blau, zu türkis, zu heiter. Gut und sanft war es mal, die Wiege unserer Kultur und, um es mit Thomas Mann zu sagen, unserer »Gesittung«, und man musste, als man jung war, dorthin reisen und Kulturgeschichte rauf und runter studieren. Wenn man Glück hatte, begegnete man dem *Mètèque* aus Georges Moustakis Chanson (»Avec ma gueule de mètèque, de juif errant de pâte grec et mes cheveux aux quatre vents ...«). Immerhin wäre das vielleicht ein Lied, das wir heute Abend gemeinsam singen könnten, weil auch die Kolleginnen es kennen.

Welch herrliche Abende und Nächte, natürlich auch Tage, habe ich an Mittelmeerstränden verbracht. Aber nie habe ich mich dorthin oder etwa an den Pazifik zurückgesehnt. In Santa Monica holte ich mir nur einen Sonnenbrand und musste eine Woche lang in der Krankenstation meines amerikanischen Mädcheninternats in kalter *Quaker Oats*-Hafer-

flockenpampe baden. *Coppertone people don't get burnt*, wie zu meinem Hohn drehte der kleine Flieger mit dem Reklamebanner seine Runden über dem Strand.

Das vollkommene irdische Glück, so hätte ich in den Proust'schen Fragebogen geschrieben, ist ein Bad in der Nordsee an einem windigen Tag. Einmal dachte ich, ich könnte es auch am Mittelmeer erleben, das war an einem kühlen Tag Anfang März auf der Cassandra-Halbinsel vor Thessaloniki, als die Reisegefährten und ich, abgehärtet durch Nordseewellen, ein erfrischendes Bad im Meer genießen wollten. In Windeseile hatte sich die Kunde im nahe gelegenen Dorf verbreitet. Die Einwohner liefen am Strand zusammen und sahen uns kopfschüttelnd zu, während wir an den Strand zurückschwammen. Die Männer lächelten immerhin, als ich tropfnass aus dem Wasser stieg, aber von den schwarz gewandeten Frauen wurde ich mit strengen Blicken bedacht. Bei aller Liebe zum Meer: Nie wäre ich in dem Moment auf die Idee gekommen, mich zu Hause zu fühlen. Und nun, da das Mittelmeer zum Massengrab geworden ist und es mit der Gesittung der Europäer nicht mehr weit her zu sein scheint, könnte ich gar nicht mehr unbefangen darin baden. Es ist zu türkis und zu grausam.

Und so denke ich an diesem quälend wolkenlosen Tag auf Palawan an Langeoog und widme mein Buch allen, die sich mit mir in Gedanken auf den Weg nach Bensorsiel machen – »Langeoog hat einen Kai, Bensorsiel hat sogar zwei, und aus diesem schoinen Hafen fährt die Langeoog-Reederei«, singen die Flinthörners – und von dort übers Watt gespuckt hinüber auf dieses Fleckchen Erde, jene »wunderschoine Insel mit dem weißen Wasserturm« begeben.

Ahoi, und *Besanschot an!*

SOMMERFRISCHE

Nun wollen wir uns mal befassen

Lange-oog, Lange-he-oog, ein Wort, das niemals uns betrog ...«

Dieser simple Ohrwurm, im Kanon zu singen, zählt zu den ersten Liedern, die ich je lernte, beim Dünensingen am Langeooger Strand. Vom Dünensingen wird noch zu erzählen sein. Und mit diesen Zeilen, *Langeoog*, *Langeoog* ..., eröffnete ich einen der ersten Texte, die ich je zu Papier brachte und als Achtjährige in mein Tagebuch schrieb, ein Büchlein im Format der damals beliebten Poesiealben, das in späteren Jahren leider einem pubertären Autodafé zum Opfer fallen sollte. Den bunt gemusterten, abwischbaren Einband, meine kindliche Handschrift habe ich auch nach all den Jahren noch deutlich vor Augen. Der Text enthielt allerlei geographische Informationen, die ich mir aus einem Lexikon und diversen Broschüren zusammengeklaut hatte – Lage über NN, Länge des Sandstrandes, Breite der Insel, Höhe des Wasserturms, Möwenkolonie und Meierei, Ebbe und Flut, Pirolatal und Melkhörndüne, damals mit 21,3 m über NN noch die höchste Erhebung Ostfrieslands, inzwischen auf nur mehr knapp 20 m über NN geschrumpft. Ich endete mit dem Resümee, »Langeoog ist eine wunderschöne Insel und ich wäre froh, wenn ich jetzt dort sein könnte.«

Eigentlich habe ich mit acht Jahren alles Wichtige gesagt. Wie ja das Kind überhaupt vieles klarer versteht und zu be-

nennen weiß als die Erwachsene in späteren Jahren. So vieles, was die Heranwachsende vergaß, muss die erwachsene Frau erst wieder mühselig lernen.

So sind mir aus der frühen Zeit einige Sätze überliefert, die mein Vater in ein Tagebuch notierte, das glücklicherweise keiner Vernichtung zum Opfer fiel. Demnach fasste ich als Vierjährige meine Erkenntnis über Autorität hellsichtig zusammen: »Vati, der liebe Gott und die Polizei, die haben zu bestimmen.« Noch Fragen? Ja, ich hatte eine. »Freust du dich eigentlich, Vati, dass du es in deinem Männergarten so gut hast?«

Jahre später, als ich bei einem Empfang nach einem Kongress wichtige Männer in dunklen Anzügen, in wichtige Gespräche oder wichtige Gedanken vertieft, Häppchen kauend, rauchend oder sich an Gläsern festhaltend an ihren Stehtischen sah, dachte ich: Ach, so also geht es zu im Männergarten. Ich konnte zwar so tun, als ob. Aber ich wusste, dass ich nicht wirklich dazugehörte. Das vierjährige Mädchen, das ich einmal war, hatte schon alles begriffen.

Im Sommer, als ich gerade drei Jahre alt geworden war, 1958, reiste meine Familie zum ersten Mal nach Langeoog. In den folgenden Jahren sollte es unser allsommerliches Ferienziel werden. *Sommerfrische*, so sagte man damals noch, und alles lief nach festem Plan und festen Regeln ab, über die man sich heute wundern mag. Aber in Anbetracht der manchmal chaotischen Reisegestaltung in meiner eigenen späteren Familie – ein Mann, der vergisst, überhaupt Urlaub zu beantragen, sodass eine hektische Mutter mit den Kindern allein vorausfahren muss; nächtliches Herumirren auf der Berliner Stadtautobahn, weil man die richtige Ausfahrt verpasste und der Mann sich weigert, anzuhalten und nach dem Weg

zu fragen oder wenigstens auf die Karte zu sehen; ein gerissener Keilriemen in den Kasseler Bergen und Rutschpartien in den österreichischen Alpen mit Sommerreifen im Schnee, um die schlimmsten Vorkommnisse dezent zu verschweigen –, kurzum, in Anbetracht mancher idiotischen Unternehmung, an der ich selbst beteiligt war, hege ich durchaus auch Bewunderung für die damals herrschende Ordnung. Tage vor der Reise wurde der große Kabinenkoffer vom Dachboden geholt und die Kleidung, die mitgenommen werden sollte, durfte nicht mehr schmutzig gemacht werden. In der Erinnerung meiner älteren Schwester begann die Schonzeit für die mitzunehmende Kleidung bereits zwei Wochen vor Reisebeginn. Ein Gleiches galt in der letzten Ferienwoche, wenn meine mit den Jahren zunehmend umständlicher werdende und leicht ängstliche Mutter bereits eine Woche vor der Abreise schon wieder den Koffer packte. In späteren Jahren sollte sie wiederkehrend von einer Familie schwärmen, deren Töchter während der gesamten Langeooger Zeit tagein, tagaus denselben Trainingsanzug getragen hatten. So etwas Praktisches! Allerdings ging die Bewunderung nicht so weit, dem guten Beispiel zu folgen. Man musste schließlich für alle Eventualitäten gerüstet sein – und das bedeutete auch, die mitgebrachten Sachen tunlichst zu schonen und aufzusparen für den Fall, dass man sie vielleicht später noch bräuchte. (Dieser Lebenshaltung verdanke ich einen Stapel noch völlig unbenutzter, leicht angegrauter Geschirrtücher aus Leinen mit dem eingestickten Monogramm meiner Großmutter im Schrank. Offenbar stammen sie noch aus deren Aussteuer, und weder sie noch meine Mutter haben sich jemals daran vergriffen. Ob ich sie zu Lebzeiten einmal in Gebrauch nehmen werde?)

Rechtzeitig vor Reisebeginn wurde der Koffer vom Gepäckdienst abgeholt, damit er bei Ankunft auf der Insel schon auf uns wartete. Es warteten auch die Strandutensilien: Spaten, Schippchen und Förmchen, die Gießkanne und das Holzbrett mit Griff, mit dem der letzte Schliff an die Sandburg gelegt und der Sand festgeklopft werden konnte, nicht zu vergessen die Lampions für den Laternenumzug, der den alljährlichen Höhepunkt der Sommerferien und des abendlichen Dünensingens bildete. Bald nach unserer Ankunft stiegen wir auf den Dachboden der Pension Stiekel hoch, um diese Schätze aus dem Verschlag, der mit unserem Namen beschriftet war, wieder in Besitz zu nehmen. Die Wiedersehensfreude wie auch der typische Geruch der Holzverschläge unterm Dach sind mit der Erinnerung sofort wieder präsent. Das stattliche alte Haus im Rudolf-Eucken-Weg, um 1890–1891 erbaut, gibt es noch, es heißt jetzt Böttcher Huus und beherbergt statt einer Frühstückspension nun Ferienwohnungen. Ein traditionelles Friesenhaus mit Veranda und Windfang, das Treppchen an der Eingangstür, auch die Fensterrahmen erinnern an früher. Dort, auf dem Fenstersims im Parterre, breitete der Sohn einer anderen Familie seine Strandfänge aus, Krebse und Seesterne, vielleicht auch Seepferdchen? Nach einigen Tagen zog ein übler Verwesungsgeruch hoch in die darüber liegenden Zimmer, und der Junge musste seine Schätze anderswo aufbewahren.

Wo einst das Bauern- und Kräutergärtchen der Schwestern Stiekel war, ist jetzt alles zubetoniert und bebaut. Auch das Häuschen im hinteren Garten, das die beiden Fräulein Stiekel während des Sommers bewohnten, musste weiteren Ferienunterkünften weichen. Ich weiß, es waren zwei, in meiner Erinnerung aber verschmelzen sie zu einer Person,

dem archetypischen, zeitlosen, wiewohl ältlichen *Fräulein Stiekel*. Vage Erinnerungen habe ich daran, dass ich ihnen eigenmächtige Besuche in ihrer kleinen Küche abstattete. Einmal brieten sie gerade Fisch und ich durfte mit ihnen essen und bekam auch ein Stück Kabeljau oder Rotbarschfilet, das mir sehr gut mundete, obwohl ich doch sonst so mäkelig beim Essen war. Einmal ließ ich mich, so wurde berichtet, an ihrem Küchentisch nieder, griff nach der Zeitung und sagte: »Nun wollen wir uns mal befassen.« Ebenfalls eine vage Erinnerung daran, dass die Fräulein lachten, eine deutlichere Erinnerung, dass dieser Ausspruch in meiner Familie zu einer Art geflügeltem Wort avancierte, was mich zunehmend verdross. Was war so komisch daran? Zugegeben, das Kind, das ich war, konnte noch nicht lesen. Aber befassen konnte es sich schon.

War man angekommen, waren die Strandschätze vom Dachboden geholt, ging es freilich noch lange nicht an den Strand. Es gab die heilige Regel, dass man sich erst an das Reizklima gewöhnen müsste, was mindestens einen Tag Zurückhaltung auferlegte. Am Tag der Anreise, oft auch noch am Tag danach, herrschte strengstes Badeverbot, allenfalls begab man sich auf einen kleinen Rundgang Richtung Dünen, am Wasserturm vorbei – den man von Jahr zu Jahr inniger als alten Bekannten, wenn nicht gar treuen Freund begrüßte. Symbol der Stetigkeit und der Wiederkehr. Von oben aus den Dünen herab sah man schon einmal das Meer, die Erwachsenen studierten die Tafeln mit den Angaben zu Badezeiten, Luftdruck und Wassertemperatur. 16° C schienen üblich zu sein. Aber nie wäre es uns eingefallen, gleich am ersten Ferientag ins Wasser zu hüpfen. Das galt als höchst ungesund, wenn nicht gar todbringend. Auch wäre nieman-

dem eingefallen, außerhalb der Badezeiten in der Nordsee zu baden – und dabei bin ich geblieben und wundere mich immer wieder darüber, wie viele Urlauber heutzutage bei Ebbe ins Wasser gehen, darunter anscheinend durchaus vernünftige Leute, sogar Kinderärzte und Therapeuten bei ihren alljährlich auf Langeoog stattfindenden Fortbildungswochen.

Oft entfiel das Baden aber auch noch an den darauffolgenden Tagen. Das war der sogenannten Inselkrankheit geschuldet. Was mag diesen Durchfall, unter dem so mancher Pensionsgast in den ersten Tagen nach der Ankunft litt, wohl verursacht haben? War die Unpässlichkeit, neben dem ominösen Reizklima, der anderen Wasserqualität – kam es vielleicht noch aus einem hauseigenen Brunnen? – geschuldet? Oder der frischen Milch aus der Inselmeierei? Wie dem auch immer sei, man ertrug die Inselkrankheit als notwendiges Schicksal, Kohletabletten wurden verabreicht, da musste man durch. Die Gemeinschaftstoiletten auf dem Gang teilte man sich mit anderen Familien, auch den typischen Geruch nach Desinfektionsmitteln – Kalk? – habe ich noch in der Nase. Vor einiger Zeit vermeinte ich, noch einer winzigen Spur davon auf den Toiletten der Inselmeierei am Ostende Langeoogs zu begegnen. Manchmal vergaß ein an der Inselkrankheit leidender Feriengast, in der Eile des Geschäfts die Tür abzuschließen, das sorgte für heiteren Gesprächsstoff in der Familie noch lang über die Reise hinaus.

Wie langweilig im Grunde das alles. Wie wunderbar. Eine kleine Geborgenheit. Alles war genau so, wie es sein musste.